

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 29

Artikel: Paulette setzt sich durch [Fortsetzung]
Autor: Garai, Louise
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647721>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Paulette

SETZT SICH DURCH

ROMAN VON LOUISE GARAI

7. FORTSETZUNG

Er spricht sechs Sprachen, darunter einen richtiggehenden Chikagoer Slang, der die amerikanischen Gäste des Hotels stets in hellstes Entzücken versetzt...

Seine Lebensgeschichte verdient es, erzählt zu werden: Als 15jähriger Junge lief er vom heimatlichen Pflug davon. Einziger Sohn seiner Eltern, die ein kleines, ertragreiches Bauerngut in Südfrankreich besaßen, war nichts von einem Bauern in ihm. Vielmehr hatte er, wie seine einsame, sitzengelassene Tante öfter vorwurfsvoll zu sagen pflegte, die Abenteuerernatur seines Onkels geerbt, der irgendwo in der Welt herumvagabundierte, von Zeit zu Zeit in sein Heimatdorf zurückkehrend, verhungert, abgerissen. Hatte seine Frau, die oben erwähnte Tante, ihn wieder etwas aufgepäppelt und seine Garderobe wieder instandgesetzt, nahm er trotz tausend Schwüren, nie wieder davonzugehen, in einer stillen Nacht Reissaus. Seine Erzählungen von geheimnisvollen Schiffen, die in Sturm und Seenot sicherer waren als im Bereich von Polizeistationen; Berichte von zauberhaften Ländern, in denen das Brot auf den Bäumen wuchs und gefällige, sanfte, melancholisch blickende Frauen unter Palmen und blauem Himmel tanzten; Schilderungen kristallklarer Südseealagen mit schlummernenden Perlenstrahlen; all dies erregte die Phantasie Pierres zur Siedehitze. Und eines nachts schlich auch er sich aus seinem Dorf davon. Heimlich wie ein Dieb, gleich seinem Onkel.

Der erste Abschnitt seiner Abenteuerzeit war wenig romantisch. — Er wurde Schiffsjunge auf einem kleinen Frachtdampfer, nach Jahren Matrose und landete schliesslich in den Armen irgendeiner Fanny, die in Chicago Platzanweiserin in einem Vorstadt-Kino war. Sie heiratete ihn, nicht weil sie ihn liebte, sondern deswegen, weil sich einfach kein besserer für sie gefunden hatte. Es war keine glückliche Verbindung. Der Honigmond war noch nicht vergangen, als Pierre auch schon das Weite suchte. Kreuz und quer fuhr er wieder in der Welt herum. Eines Tages wurde ihm in irgend einem Hafen ein Gerichtsbeschluss eingehändigt, demzufolge er für seinen vor einem Jahr geborenen Sohn Louis jeden Monat eine bestimmte Summe zu zahlen hatte.

Nun, einem Matrosen kann man nicht über die Meere nachlaufen. Seine Zahlungen liefen sehr spärlich ein. Immerhin schickte er manchmal Geld an die ferne Fanny, froh darüber, dass sie ihn mit sentimental Briefen ver-

schonte. Dann kreuzte wieder einmal in irgend einem Hafen ein Brief mit einem amtlichen Siegel den Weg Pierres. Fanny war gestorben. Und man hatte einen Herrn Burns zum Vormund von Louis gemacht. Zwei Monate lang nach Erhalt dieses Briefes hatte Pierre das Einspruchsrecht. — Zwei Monate lang lag der Brief in der Tasche Pierres, dann wanderte er mit andern wertlosen Papieren zum Feuermachen in den Schiffsherd.

Manches Jahr verging. Da kam eines Tages Pierre auf den verrückten Einfall, sich seinen Sohn Louis einmal näher anzusehen. Es war kein väterliches Gefühl, das ihn dazu veranlasste. Er wollte nur einen klaren Strich unter die Vergangenheit ziehen und sein manchmal doch ein wenig mahnendes Gewissen zum Schweigen bringen, indem er für seinen Jungen eine Summe Geld deponierte.

Seine erste Begegnung mit Louis verlief sehr erstaunlich. Er stand vor einem Jungen, der schon mit acht Jahren ein bemerkenswert tüchtiger Zeitungsverkäufer war, und der erst dann geruhte, sich für den Mann zu interessieren, der sich seinen Vater nannte, als dieser ihm eine Zeitung abgekauft hatte. Louis war nicht besonders hübsch. Er hatte zuviel Ingredienzien seiner körperlichen Mischung von seinem Vater übernommen. Er war ein richtiger Chikagoer Gassenjunge, den tüchtig zu verprügeln, schon nach kurzer Zeit jeder Erwachsene mit Intensität sich wünschte. Dass Pierre nach kurzer Zeit ihm ein paar Ohrfeigen gab, stellte einigermassen die Beziehung zwischen Vater und Sohn her. Vier Wochen blieb Pierre in Chicago, vier Wochen ärgerte er sich bis zur Weissglut über den frechen Knirps, dem es durchaus nicht passte, dass zu seinen bisherigen Eltern noch ein Vater dazu gekommen war. Diese unbegreiflichen Erwachsenen hatten nichts anderes im Sinn, als sein freies Leben einzuengen, über die Strassenschlachten, die er anführte, zu zettern, seine Freunde mit Schimpfworten zu verjagen, ihn, wie einen Verbrecher ins Gefängnis — es fehlten nur die Handschellen — mit Gewalt zur Schule zu führen.

Als er seinem Vater eines Tages, um ihm das Leben in Chicago besonders angenehm zu machen, innen die Schuhe mit Leim bestrichen hatte, bekam Pierre genug. Er beutelte seinen Jungen noch ein letztes Mal tüchtig durch, dann fuhr er weg.

Immer, wenn Pierre an Louis dachte, platzte ihm die Galle. Aber — eisernes Gesetz in menschlichen Beziehungen — Menschen, über die man sich ärgern muss, haben

eine gewisse Macht über uns. Zumindest lassen sie uns nicht gleichgültig. Und wenn Pierre irgend jemand, in der Erinnerung noch ausser sich vor Zorn, von dem Lauselümmel erzählte, musste er doch zwangsläufig die Tatsache erwähnen, dass dieser Lauselümmel sein Sohn war.

Es dauerte nicht lange, da versetzte das Schicksal Pierre einen Schlag, der zuerst verhängnisvoll schien, sich aber dann in seinen Folgen als segensreich erwies, und die beiden, Vater und Sohn, einander sehr nahe brachte.

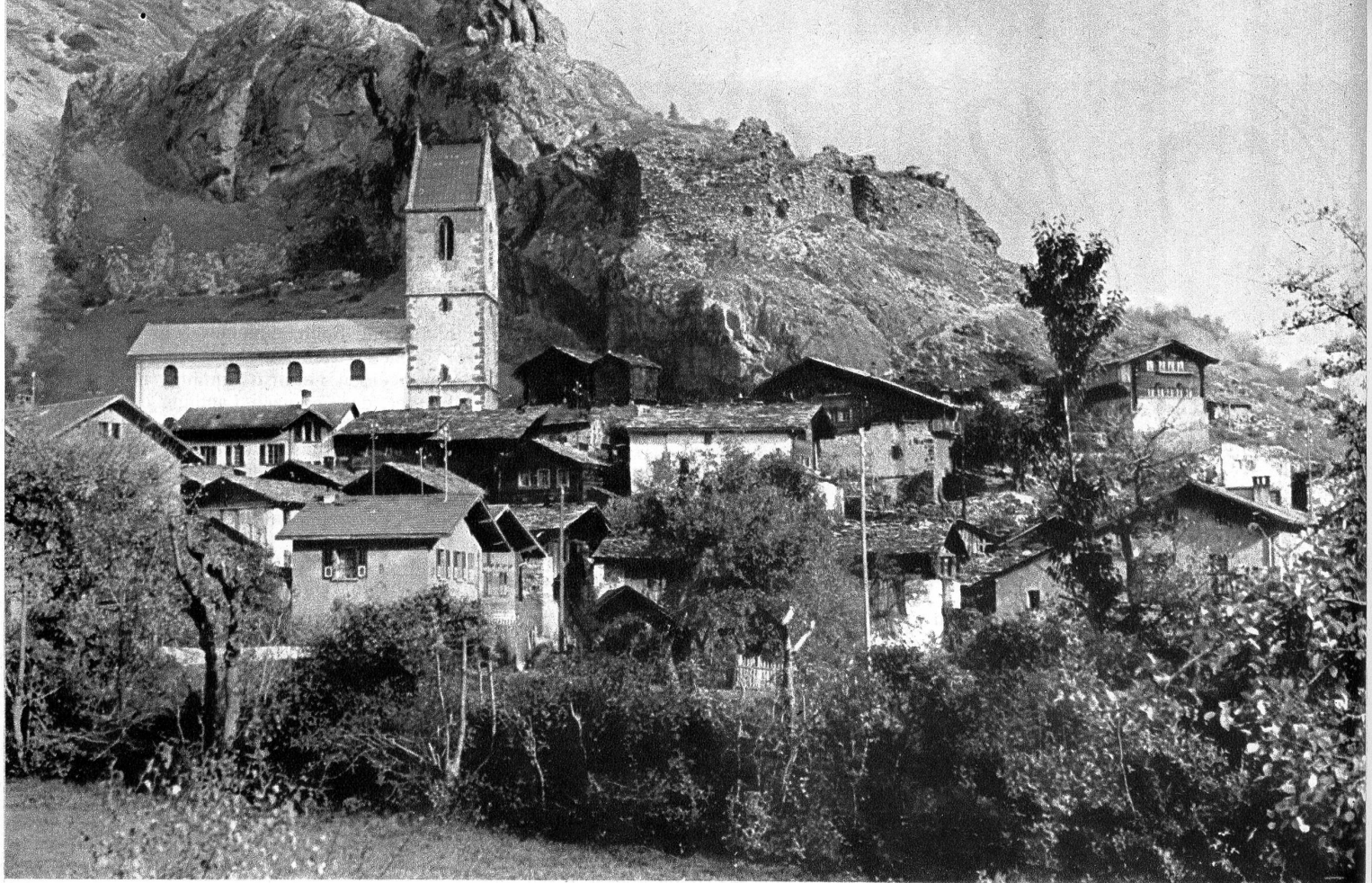
Eines Tages stürzte Pierre so unglücklich durch einen Fehltritt hinunter in den Frachtbunker, dass er nach Landung des Schiffes in ein Lazarett geschafft werden musste. Pierre war nicht mehr der Jüngste, und die dreimal gebrochenen Knochen seines rechten Armes wollten nicht mehr richtig heilen. Und er gehörte jetzt zu den Seeleuten, die das Leben für immer ausser Dienst gestellt hat. Da erinnerte er sich der Geldsumme, die er in Chicago für seinen Sohn deponiert hatte, vielleicht konnte man damit etwas anfangen.

Mit seinen letzten Ersparnissen fuhr er nach Chicago. Dort angelangt, musste er die betrübliche Feststellung machen, dass die Pflegeeltern seines Sohnes das ganze, ihnen anvertraute Geld verloren hatten, infolge eines zu rasch und unvorbereitet in die Tat umgesetzten Wunsches, die bescheidene, ehrsame Schuhmacherwerkstatt in ein grosses Schuhgeschäft mit hohen Spiegeln, breiten Schaufenstern zu verwandeln.

Höchst verwunderlich aber war die Entdeckung, dass Louis, der inzwischen zehn Jahre alt geworden war, sich einen kleinen Verkaufsstand an einer immerhin recht belebten Strassenecke aus einigen primitiv zusammengengelagerten Brettern errichtet hatte. Er verkaufte Zeitungen, Eiscreme, nicht sehr einwandfreies — Obst. Und dort in diesem schmierigen Verkaufsstand stand eines Tages vor Louis ein Mann, der in ihm nur Erinnerungen an kräftige, ihm vor zwei Jahren verabreichte Ohrfeigen erweckte. Anfangs wussten die beiden, Vater und Sohn, nicht, was sie miteinander reden sollten. Aber da zur Kundschaft des zehnjährigen und selbständigen «Unternehmers» Louis zum grossen Teil Gassenjungen gehörten, die über die Modalitäten der Zahlung für von Louis bezogene Waren oft mit ihm nicht einer Meinung war, ergab sich für Pierre bald ein reiches Betätigungsfeld. Er hatte den Verkaufsstand zu hüten, wenn Louis seinen säumigen Kunden nachjagte. Oder er konnte recht erfolgreich in Strassenschlachten eingreifen, indem er mit seiner heiseren Stimme eine höchst imponierende Flut von Schimpfworten aller möglichen Sprachen über Freund und Feind ergoss.

Er war gleichsam in Gnaden von seinem Sohn aufgenommen, als dieser ihn als «Geschäftsführer» anerkannte.

Es war eine schöne Zeit! Louis denkt noch oft mit Entzücken daran zurück. Man musste sich nicht regelmässig waschen, die Schule war zu einem legendären Begriff geworden. Und da man manchmal stundenlang untätig darsitzen konnte, weil die Hitze die Kunden in den Häusern festhielt, begann Pierre aus seinem Leben zu erzählen, geschickt Dichtung und Wahrheit vermischend, so wie es einst sein Onkel getan hatte. Neun Zehntel Dichtung, ein Zehntel Wahrheit, und auch dieses Zehntel stark verfälscht, gab einen berausenden Cocktail. Und der freche Lümmel Louis wurde



Obergesteln im Wallis (Photo J. Uhler)

zu einem gefügigen, still lauschenden Kind. Bald horchte er nicht mehr allein auf die erregenden Geschichten Pierres. Andere Gassenjungen gesellten sich zu ihnen und lauschten atemlos, so wie Louis. Und durch manche, plötzlich so still gewordene Strassen dieses Armenviertels von Chikago ging ein erleichtertes Aufatmen vieler geplagter Geschäftsleute, vor deren Fenstern und Verkaufsständen nicht mehr das Tohuwabohu einer streitlustigen, stimmkräftigen, kleinen Diebstählen nicht abgeneigten Gassenjugend tobte.

Aber eines Tages musste man leider Abschied von diesem herrlichen Ungebundensein nehmen. Es war ein Brief aus Südfrankreich gekommen, wo irgendwo ein paar alte Leute gestorben waren, die Louis nicht gekannt hatte, und die ihm und seinem Vater, ihrem Sohn, einen schönen Bauernhof hinterlassen hatten.

Mit seinen zehn Jahren war Louis schon klug genug, um sofort einzusehen, dass ein schöner Bauernhof in Frankreich mehr bedeutete, als ein kläglicher Verkaufsstand an einer Chikagoer Strassenecke.

Der Bauernhof, in Südfrankreich gelegen, konnte sich sehen lassen. Gut bestellte Felder, Weingärten umgaben ein massives, ordentliches Bauernhaus. Leider hatte sich in Pierre eine fixe Idee festgesetzt. Es schien ihm ratsam, wenn sein Louis eine Mutter bekam. So innig er jetzt seinen Sohn liebte, so wenig entgingen ihm die befremdeten Mienen der Menschen, die irgendwie mit Louis in Berührung kamen, und in denen nach kurzer Zeit unwiderstehlich das Verlangen aufstieg, dem niederträchtigen, frechen Bengel eine Tracht Prügel zu verabreichen. Am meisten Geduld für Louis schien Katharina aufzubringen, eine

sehr energische, tüchtige Magd, die zwar nicht besonders hübsch war, die aber vorzüglich kochte und der allein es zu verdanken war, dass die Wirtschaft auf dem Hof nicht aus den Fugen geriet. Irgendwie ergab sich alles von selbst. Und eines Tages war Katharina Louis Stiefmutter.

Man kann nicht behaupten, dass Katharina nicht guten Willens gewesen wäre, in Eintracht mit ihrem Stiefsohn zu leben. — Aber auf die Dauer würde ihr manches zu bunt. Es war mit Louis einfach nicht auszuhalten.

Vier Jahre hielt Katharina durch. Aber als sie dann, nach schwerer Feldarbeit todmüde eines Abends sich zur Ruhe begab und aus der beträchtlichen Höhe eines französischen Bauernbettes plötzlich in die Tiefe stürzte, weil die Bettleisten aus den Scharnieren gehakt und nur leicht angelehnt waren, da war es mit Katharinas Geduld zu Ende.

Sie steckte Louis in einen neuen Anzug und fuhr mit ihm, die lebhaften Proteste Pierres zurückweisend, in das Berghotel, in dem ihre Schwester Theresina als Kaffeeköchin angestellt war.

So kam der Lausub Louis in das Grand-Hotel Alpenblick.

Von Vater Pierre sei noch kurz erzählt, dass er sich ohne Louis sehr unglücklich fühlte. In eine steife Bürgerlichkeit eingezwängt, verbrachte er auf der Ofenbank so manche Stunde, in der auch die bestgekochten Speisen ihn nicht über die verlorene Freiheit hinwegtrösten konnten. Denn Katharina führte ein strenges Regiment. Sie war ausserordentlich tüchtig. Eine arbeitsame, pflichtbewusste Tochter der französischen Erde.

Schon wollte Pierre heimlich die Flucht ergreifen, da kam ihm Katharina zuvor. Sie

ging davon, für immer. Erhitzt vom Felde nach Hause gekommen, hatte sie eiskaltes Brunnenwasser getrunken. Eine Lungenentzündung vollendete in drei Tagen ihr tödliches Werk.

Trotz der tyrannischen Bevormundung Katharinas betrauerte Pierre sie ehrlich. Er war unfähig, seinen Hof zu führen. Er verpachtete ihn und suchte seinen Sohn in den Bergen auf, um Abschied zu nehmen.

Als Pierre das erstmal da oben stand und auf die Berge blickte, überkam ihn ein seltsames Gefühl. Als hätten die romantischen Erzählungen seines Onkels ihn ein ganzes Leben lang irregeleitet, in eine trügerische Ferne, die so viel versprach und nur enttäuscht hatte. Hier, hier oben, da hatte er alles beisammen: das Blau des Himmels, klarer, tiefer, reiner als jenes der schönsten Südseelagunen; den ewigen Schnee in seiner erhabenen Einsamkeit ergreifender als die Schneewüsten Kanadas; das grüngoldene Leuchten der Matten und Wälder auf den Hängen der Berge strahlender als Dschungelgrün indischer Urwälder; schroffe Felsen umspült von Wolkenmeeren, romantischer, erschreckender als der Anblick der von Meereswellen gepeitschten Korallenriffe.

Pierre hatte das Land gefunden, das seine Seele gesucht hatte!

Und obwohl er noch am gleichen Abend seinen Sohn Louis, der sich allerlei blödsinnige Streiche als passenden Willkomm ausgedacht hatte, ausgiebig verprügelte, blieb er doch im Hotel Alpenblick. Man nahm ihn, der so viele Sprachen beherrschte, gern als Portier an.

Einen heiligen Schwur hat Pierre abgelegt. Nie wieder zu heiraten. Nie wieder in die Gefahr kommen, die Freiheit zu verlieren.

Aber was sind Grundsätze? Was sind festgefaste Vorsätze? Kleine Inseln im Gedankenmeer. Plötzlich stürzen sie ein, verschwinden, als wären sie nie da gewesen.

X.
Ria

Durch Louis erfährt Ria, dass ein Brief für sie angekommen ist. Auf ihre Frage, warum Louis ihn nicht gleich mitgebracht hat, grinst er nur und sagt, sie müsse sich den Brief persönlich bei seinem Vater abholen.

Pierre übergibt Ria den Brief, auf dem eine Menge ausländischer Marken prangen, und es fällt Ria auf, dass Pierre sie mit einem sonderbar vorwurfsvollen Blick ansieht. Sie errät gleich die Ursache und muss lächeln. Als Absender ist der Name eines Holländers vermerkt, der vor einem Jahr Gast des Hotels gewesen ist. Er ist Witwer, hat zwei Kinder und war schon damals, als er im Hotel als Gast weilte, nicht mit der belgischen Nonne zufrieden, von der seine Kinder betreut wurden. Nicht etwa, dass er damals Ria als Kindermädchen engagieren wollte, nein, er hatte die Absicht, ihr alle weiblichen Obliegenheiten zu übertragen, die mit der Führung seines Haushaltes verbunden waren. Und dazu gehörte auch die Auswahl einer guten Nurse. Noch immer denkt er an Ria. Und wieder fragt er an, ob sie nicht doch nach Sumatra kommen wolle zu den besten Bedingungen. Wenn ja, möge sie telegraphieren, und er würde ihr sogleich das Reisegeld schicken.

Ria zeigt Pierre lächelnd den Brief. Er studiert ihn recht gründlich.

«So ein alter Idiot», brummt er schliesslich. «Was wollen Sie denn in Sumatra? Sie können doch auch hier...»

Was Ria auch hier könnte, sagt er nicht. So redegewandt er sonst auch ist, Ria gegenüber hat er immer eine gewisse Hemmung, wenn das Gespräch sich in Gebiete verirrt, die ihm gefährlich erscheinen. Es geht ihm doch jetzt so gut. Er kann tun und lassen, was er will. Er hat ein vorzügliches Essen, ist bei seinem Sohn, und wird von Gästen und Kollegen als Respektsperson behandelt. Wenn man verheiratet ist, dann ist man auf einmal keine Respektsperson mehr. Wenigstens bei dem Wesen, dass sich dann seine Frau nennt. Ja, man kann nicht genug auf der Hut sein, sonst kann man mit einem Male nicht mehr so frei herumlaufen, wie man es jetzt gewohnt ist.

«Ich habe auch heute einen Brief bekommen», sagt er förmlich mit sich selbst ringend. «Und das wäre...»

Da erscheint sein hoffnungsvoller Sprössling Louis, stellt sich zur Portierloge, schaut auf Ria, dann auf seinen Vater Pierre, lacht blöd und geht dann wieder davon, zufrieden mit dem Ausdruck ohnmächtiger Wut, der sich alsbald auf dem Gesicht seines Vaters zeigte.

«Was hat er denn?» fragt Ria, verwundert Louis nachblickend, der die eine Hand in die Hüfte gestützt, die andere mit affektiv gespreizter Geste von sich streckend — Mademoiselle Titine pflegt manchmal in der Bar mit dieser Attitüde ihre Lieder vorzutragen — zum Lift zurücksetzt. «Mir scheint, der Bengel macht sich über uns lustig.»

Mit einem raschen Blick überfliegt Pierre ihre Gestalt. Er schaut auf ihr weisses Häubchen, das ein wenig kokett auf dem rötlichen Haar liegt, auf die braunen, lebhaften, flink in die Runde spähenden Augen Rias. Sein Blick verweilt wohlgefällig auf ihrem sonnengebräunten, durch Puder ein wenig aufgehellten Teint, gleitet dann weiter zur blendend

weissen, zierlichen Servierschürze, die so apart zu dem schwarzen Satinkleid kontrastiert, das die anmutigen Linien ihrer ein wenig fülligen Gestalt recht vorteilhaft zur Geltung bringt. Der Anblick ihrer Beine ist ihm zwar durch sein Pult entzogen, aber er weiss von früheren, verstoßenen Betrachtungen her, dass sie recht wohlgeformt sind.

Ja, da ist es kein Wunder, wenn man ihr Briefe aus Sumatra schreibt...

Obzwar es Pierre gar nicht gern sieht, wenn als Absender wohlhabende Hotelgäste fungieren.

«Kümmern Sie sich nicht um den Lämmel!» sagt er mürrisch. «Das hat er noch aus seiner Lausbubenzeit in Chicago.»

Und da ist er schon in seinem Fahrwasser, der Matrose Pierre. Erzählt natürlich von Chi-

PROBATUM EST

Ja ja, s'isch Krisezyt, mänggs tuet chrache.

Du möchtisch gärn gueti Gschäfti mache?

Da wäri parat

Mit guetem Rat,

I cha derzue stah!

Fang e Handel mit Möntschen a!

Chouf se zum Prys, wone die andere setze;

Verchouf se, wie sie sech sälber schätze,

Und i verbürge mi, d'Sach wird blüje,

Dyni Aktie wärde trüje!

NID GANZ MITENAND

Geit es nid hie und da ne so,

Wie nes mer hüt isch vor Ouge cho?

Loufen i da dür ds Stedtli us —

Gsehni zwe chraften, es isch e Grus.

E riesige Schaft steckt under der Tür,

Ei Ma dinn, einen ussefür;

Dä isch für z'hälfe zuechecho

Und het e strammen Alouf gno,

Und beidi stemme, stosse, sperze

**Und schnufen und schnuusen und byschten
und bärze. —**

«Los, dä bringe mir da nit yne!» —

Rüeft dä dinn: «Du chansch ga pfuse!

Dä muess nid yne, dä muess use!»

(Aus „Bärnerwätsch“, dem neuesten Bändchen „Bärdütsch für jung und alt“ des 92jährigen Johann Howald, alt Seminarlehrer. Verlag Buchhandlung Evang. Gesellschaft Bern)

kago, vom Michigansee, nicht ohne geschickt einzuflechten, dass er in dem heissen Sumatra mit den dort lebenden Giftschlangen, Pantheren, Tigern, Krokodilen nicht einen Tag verweilen möchte.

Ria hört ihm gern zu. Ja, erzählen kann er. Mancher Schriftsteller würde ihn um seine Phantasie beneiden. Er ist überhaupt kein übler Mensch. Für sie ist er immer so eine Art Medizin. Wenn sie schlecht gelaunt ist, braucht sie nur rasch auf einen Sprung zur Portierloge zu gehen. — Pierre merkt das stets sofort und heitert sie mit irgend einer drolligen Schnurre auf. Wie bewundernswert ist doch seine Geduld mit seinem Sohn. Oft versucht sie, sich an Pierre ein Beispiel zu nehmen, wenn sie wieder einmal über Paulette rasend ist. Nur einen Fehler hat Pierre. Warum erzählt er einem immer wieder, dass er nichts mehr vom Heiraten wissen will. Das ist manchmal direkt beleidigend. Als ob man

Absichten auf ihn hätte, so kommt das heraus. Und wenn man dann gekränkt ist, dann weiss er wieder nicht, was er alles sagen und tun soll, um einen zu versöhnen.

Die Wanduhr in der Halle meldet sich mit laut vernehmbarer Stimme.

Da muss Ria Chikago und den von vier Gangstern in ein einsames Haus am Michigansee entführten Pierre veranlassen, denn heute muss sie im Speisesaal als Servierkellnerin fungieren, weil der Ersatz für Charles, der ja zum Ober abgerückt ist, noch nicht eingetroffen ist.

Mit einem guten, diensteifrigen Lächeln eilt sie dann behende durch die Reihen der vollbesetzten Tische. Kaum, dass sie in der Küche verschwunden ist, die Bestellungen der Gäste weiterzugeben, taucht sie auch schon wieder auf, mit natürlicher Grazie das Servierbrett vor sich hertragend.

Wenn Ria den neuen Gast, Monsieur Albert Saronguet, bedient, hat sie etwas von der Befangenheit einer Schülerin an sich, die eine Prüfung abzulegen hat. Es scheint ihr zu gelingen, die Zufriedenheit Alberts zu gewinnen. Denn er lächelt sie freundlich an und geruht sogar, die Bemerkung zu machen, dass ihr Anblick entschieden appetitanregender auf ihn wirke, als jener des Monsieur Charles. Für welches Kompliment Ria sich mit der koketten Bemerkung revanchiert, dass ihr dann heute das Servieren doppelte Freude mache.

Als Ria den Speisesaal wiederum verlassen will, kommt sie an Charles vorbei, der mit finsterem Blick die beiden beobachtet hat.

«Ria», sagt er sehr diktatorisch. «Sie sind zwar heute nur als Aushilfe hier, aber ich muss Sie doch dringend ersuchen, sich nicht in Privatgespräche während des Servierens einzulassen. Erstens gehört sich das nicht! Und zweitens müssen wir ja unsere Gäste nicht durch besondere Vertraulichkeit unseres Personals mit Albert daran erinnern, dass jemand hier als Gast sitzt, der gestern noch als Kellner arbeitete.»

Ria ist von Natur aus sehr diensteifrig. Auch weiss sie, dass man mit nörgelnden Vorgesetzten am besten auskommt, wenn man rügende Bemerkungen stillschweigend einsteckt. Aber diese Art von Charles, sie zu rüffeln, passt ihr nun denn doch nicht. Wie fast das ganze Personal hat auch sie eine Abneigung gegen den Streber Charles.

«Wir freuen uns alle so, dass Sie jetzt Oberkellner sind, Monsieur Charles», sagt Ria mit falscher Freundlichkeit.

«In der Tat?» Charles mustert sie misstrauisch, eine Perfidie witternd.

«Ja, in der Tat, Monsieur Charles! Jetzt kommt wenigstens ein militärischer Zug in das Ganze! Am besten, wir ziehen alle Uniformen an! Und Sie exerzieren mit uns in unseren freien Stunden, damit wir endlich einmal wissen, was Disziplin heisst...»

Ihre schlechte Stimmung verschwindet sogleich, als sie dann an der Speiseausgabe steht. Monsieur Dumas, der Chef der Küche, steckt den Kopf durch das grosse Fenster, dessen blinkende Glaswand jetzt hochgeschoben ist.

Monsieur Dumas trägt seinen Namen mit Stolz und behauptet, ein Nachkomme des grossen Romanerzählers zu sein. In gewissem Sinne ergeht es ihm so, wie dem grossen Dumas, von dem man erzählte, dass er keinen einzigen seiner Romane nach Fertigstellung durchlas. Auch Monsieur Dumas, der Küchenchef, ein Meister der Kochkunst, isst niemals seine Speisen, die er so vorzüglich zubereitet.

(Fortsetzung folgt)